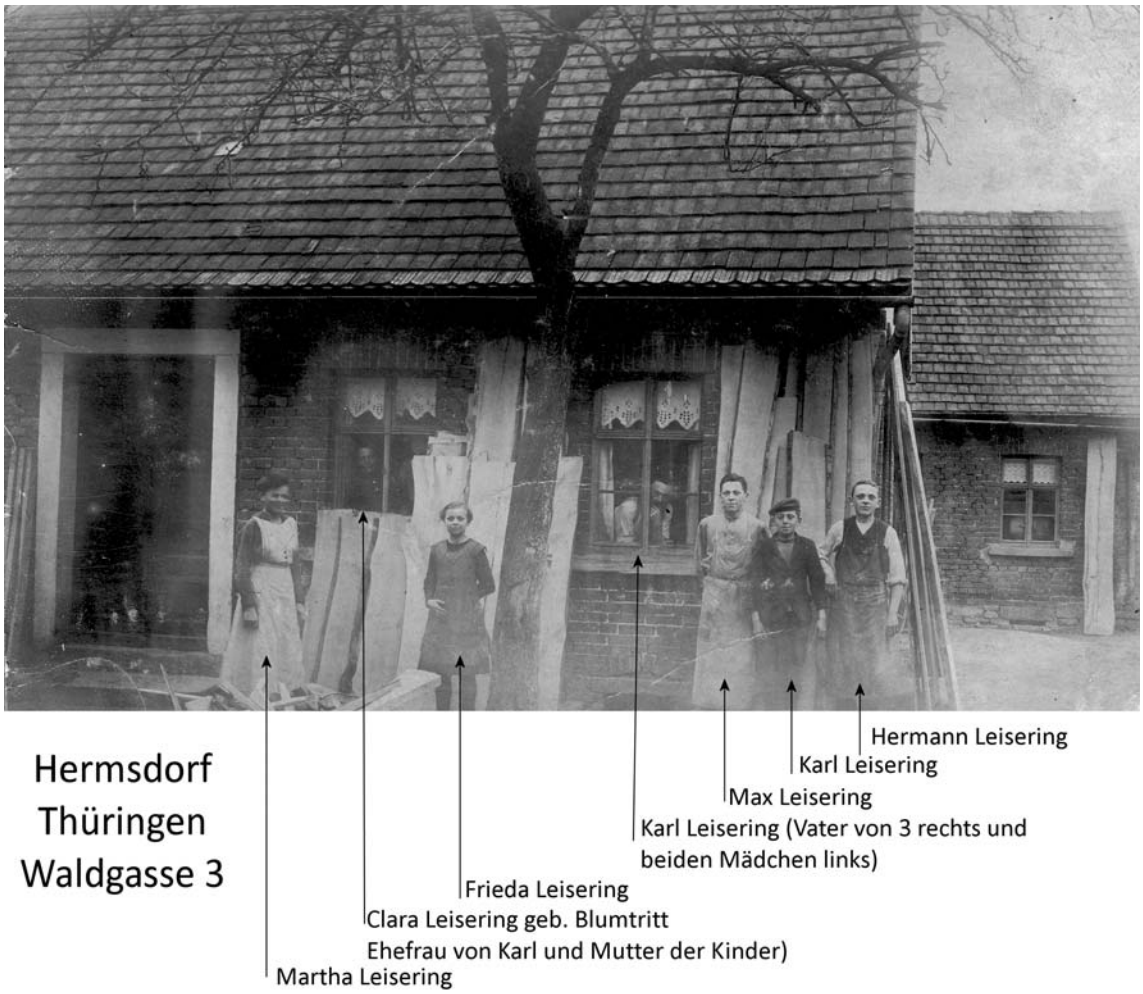
Horst Leisering geboren 1929 berichtete aus seinem Leben

Diesen Erlebnisbericht trug Horst Leisering, der heute in Nienburg lebt, am 03.02.2009 im Rahmen der Vortragsreihe des Vereins für Regional- und Technikgeschichte Hermsdorf e.V. vor. Er stellte das Manuskript freundlicherweise als Vorabdruck (Auszug)zur Verfügung. Diese und weitere Erinnerungen werden zurzeit durch Horst Leisering für eine Buchveröffentlichung vorbereitet. Soweit möglich und vorhanden wurden die Angaben (auch Fußnoten) mit Fotos und Hinweisen ergänzt.

Einleitung zum Vortrag :

1. Über mich

Mein Großvater war der Porzellandreher Friedrich Louis Leisering, der 29.11.1876 hier in Hermsdorf, Waldgasse 5 geboren wurde. Einer seiner Söhne, Willy, war mein Vater, der nach einer Bankkaufmannslehre in Klosterlausnitz im Jahre 1919 nach Berlin gegangen ist. Dort wurde ich 1929 geboren. In den Ferien sind wir später oft nach Klosterlausnitz gefahren und haben dann im Haus der Großeltern in der Forststraße 4 gewohnt. Im Kriegsjahr 1944 bin ich mit meiner Mutter und meiner kleinen Schwester vor den heranrückenden russischen Truppen nach Klosterlausnitz geflüchtet und hier habe ich dann bis 1948 gelebt. Bin aber seither, auch zur DDR-Zeit, oft wieder hier gewesen. Vielleicht sollte ich noch erwähnen, dass der erste Leisering, 1752, noch in Rudersdorf geboren, im Jahre 1782 eine Hermsdorferin geheiratet hat. Seither ist die Familie hier ansässig.



Das Geburtshaus des Vaters von Horst dem Porzellandreher Friedrich Louis Leisering steht hinten rechts. Die abgebildete Familie gehört in die Ahnenreihe (Bruder des Großvaters).



Traugott Louis Leisering

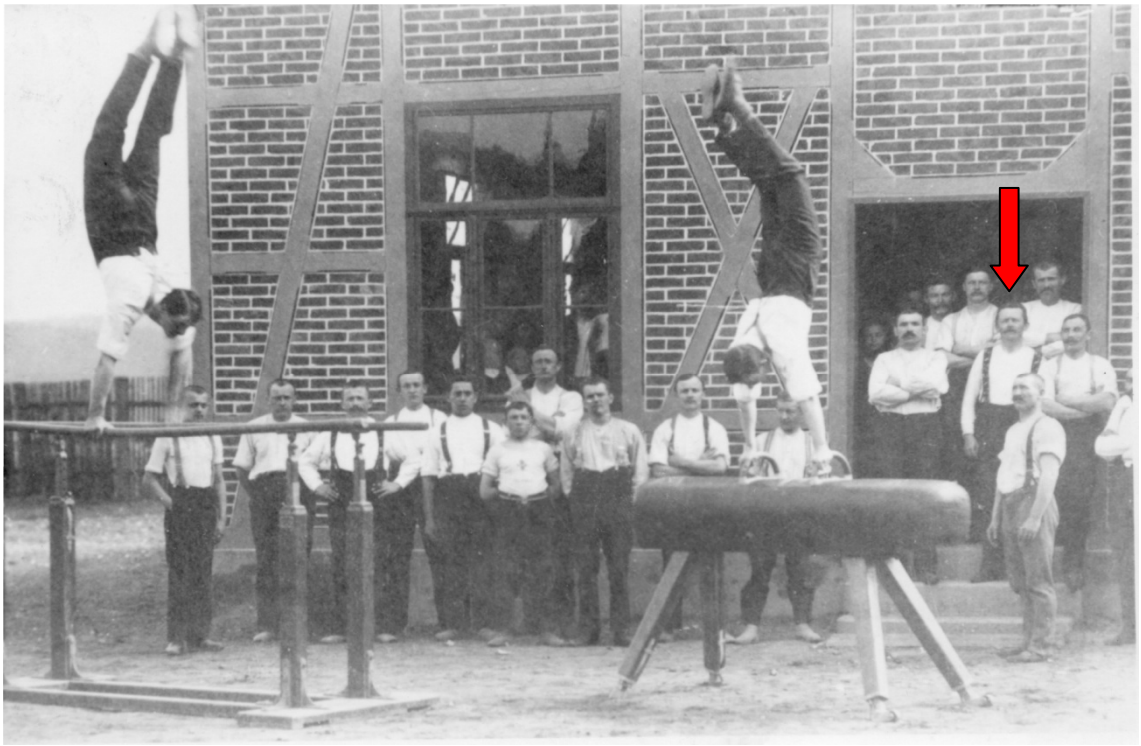
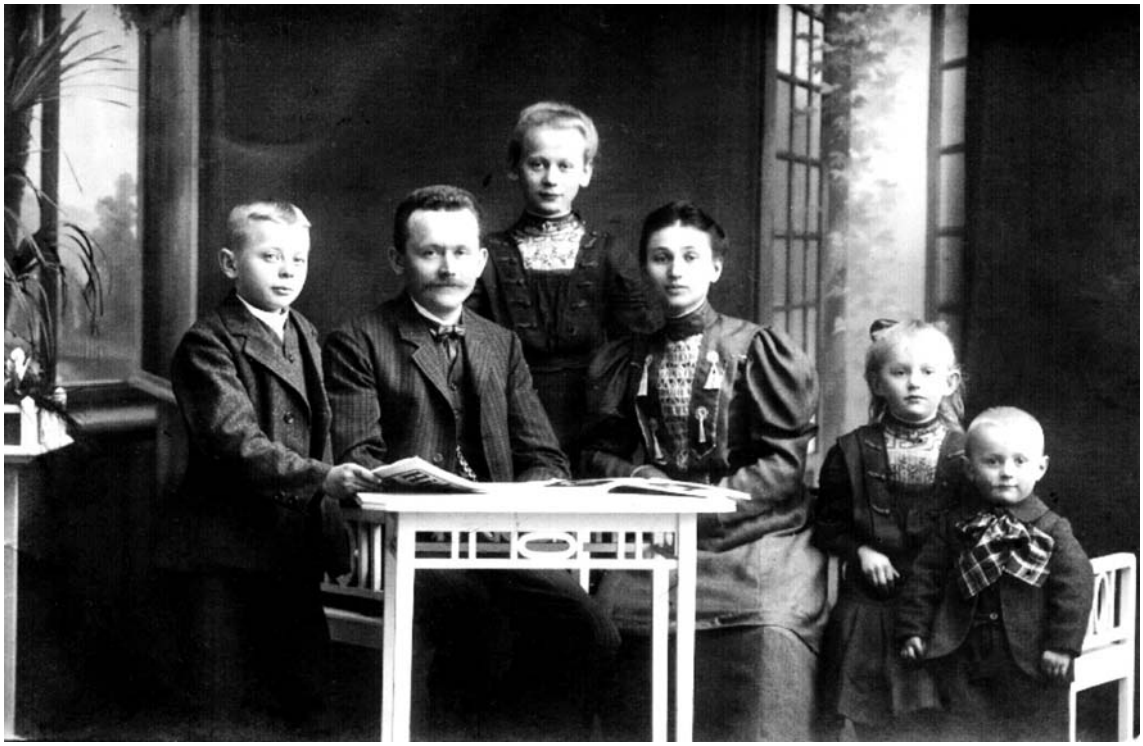


Foto der „Freien Turnerschaft“ Klosterlausnitz, den Friedrich Louis Leisering mitgegründet und beim Amtsgericht eingetragen hatte.



Die Großmutter von Horst Leisering mit Kolleginnen und Kollegen im Porzellanwerk.



Von links: Willy Leisering (Vater von Horst), Friedrich Louis Leisering (Großvater von Horst),
Schwester Martha später verheiratete Patschke,
Großmutter Leisering, Schwester Elly und Bruder Walter.



Willy Leisering, der Vater von Horst.

2. Vorbemerkung zum Vortrag

Wenn auch die Zeitspanne, die ich in Klosterlausnitz verbracht habe, gemessen an der Spanne eines ganzen Lebens, nicht lang war, so waren das letzte Kriegsjahr und die ersten Nachkriegsjahre für einen jungen Menschen damals doch sehr beeindruckend, ja - es waren auch abenteuerliche Jahre. Ich habe versucht, das alles einmal aufzuschreiben. Es ist eine ganze Lebensgeschichte geworden. Einschließlich der Erinnerungen eines Jungen an die Nazizeit.
Ich möchte Ihnen nun aus dem Kapitel Klosterlausnitz vorlesen. Leider reicht die Zeit nicht für das ganze Kapitel. Ich musste also auswählen und kann nur einige Episoden bringen.
Bei dem, was ich aufgeschrieben habe, Hermsdorf und Klosterlausnitz liegen für mich jetzt gut 60 Jahre zurück, habe ich mich bemüht, mich möglichst genau an das Erinnerte zu halten. Aber manches habe ich auch, um es für einen größeren Leserkreis interessant zu machen, etwas literarisch überhöht. Doch ich verbürge mich, dass gerade das Unglaubliche wirklich so geschehen ist. Daraus ergibt sich vielleicht später eine interessante Diskussion.
Es gibt einen alten französischen Spielfilm, in dem es auch um Erinnerungen geht. Da sagt der Schauspieler Louis Jouvet [1]: *„Es gibt keinen Unterschied zwischen der Vergangenheit und einem Traum, zwischen der wirklichen und der vermeintlichen Erinnerung“*.

3. Ich soll zur Hitlerjugend - SS

Meine Mutter, meine kleine Schwester und ich, wir waren Ende 1944 aus unserem niederschlesischen Evakuierungsort vor den heranrückenden russischen Truppen zur Großmutter nach Klosterlausnitz geflüchtet. Hier bekam ich, nur wenige Tage bevor die Amerikaner Klosterlausnitz besetzten, von der Hitlerjugend einen Stellungsbefehl. Ich musste mich mit kleinem Gepäck in Eisenberg in einer Schule melden, die man zu einer Art Hilfskaserne gemacht hatte. Spinde und doppelstöckige Betten standen in den Klassenräumen. Das Übliche. Ich war 15 Jahre

[1] Prof. Louis Jouvet, geboren am 24.12.1887 in Crozon, verstorben am 16.08.1951 in Paris, war ein französischer Schauspieler, Regisseur, und Theaterdirektor.

alt und fiel noch nicht unter den Volkssturmerlass[2], auf Grund dessen man damals in den letzten Kriegsmonaten mit 16 zum Volkssturm einberufen wurde. Aber schon jeder 15-Jährige gehörte zwangsläufig der Hitlerjugend an, deren Befehlsgewalt man ständig unterstand.
In Eisenberg mussten wir am nächsten Morgen antreten. In einer seltsamen Formation. 10 Mann nebeneinander und etwa 6 Reihen tief gestaffelt. Ein höherer HJ - Führer trat vor die Formation und hielt eine Ansprache, die man damals wohl als „flammenden Appell“ bezeichnet hat. Er sprach vom „...Schicksalskampf des deutschen Volkes ... Jeder deutsche Junge hat die Pflicht ... Der Führer erwartet von Euch ...“ Dann wurde uns erklärt, man erwarte, dass wir uns jetzt alle freiwillig zur Hitlerjugend - SS melden. Die Ansprache schloss mit der direkten Frage an uns: „Wer meldet sich nicht freiwillig zur Hitlerjugend - SS?“ Es mussten sich also durch Handaufheben nicht die Freiwilligen melden, sondern jene defätistischen Schlappschwänze, die nicht zur Hitlerjugend - SS wollten. Also, ich und noch zwei andere, wir meldeten uns.
Ich bin und war nie ein besonders mutiger Mensch. In ernsthaften Gefahrensituationen - und in solche geriet man damals des Öfteren - habe ich immer meine Chancen zu kalkulieren versucht. Nur, wenn es nicht anders ging, so musste ich eben mutig sein und war's dann wohl auch. So war's auch im vorliegenden Fall. Ich litt seit langem an einer eitrigen Nasennebenhöhlenentzündung. Die tat nicht sonderlich weh, und ich brauchte deswegen auch nicht im Bett zu liegen. Aber die Nebenhöhlen produzierten eine hübsche Menge eitrigen Schleims, der beim Schnauben der Nase sichtbar wurde. Damals standen noch keine Antibiotika zur Verfügung, und Eiter war bei entzündlichen Prozessen nichts Ungewöhnliches. Wenn man es nun darauf anlegte, erst sammelte, und dann kräftig schnaubte, trat auch Blut mit zu Tage[3]. Wir drei mussten also aus dem Glied und vor die Formation treten. Mit strengem Blick wurden wir gefragt, warum wir uns weigerten, für den Führer zu kämpfen. Ich hatte wohl an diesem Morgen die Nase wirklich voll. Ich zog mein Taschentuch aus der Hosentasche, holte Luft und schnaubte kräftig; zeigte dem HJ - Führer das Taschentuch und erklärte, ich hätte eine schwere Stirnhöhlenvereiterung und könne mich kaum noch auf den Beinen halten. Der Inhalt des Taschentuchs sah auch wirklich schreckenerregend aus. Gelbgrüner Eiter mit Blut vermischt. Reichlich. Ich durfte auf die Stube wegtreten, wurde nicht etwa nach Hause entlassen, wie ich gehofft hatte, sondern als Melder eingeteilt und musste mit einem Fahrrad Meldegänge verrichten. Was es da noch zu melden gab, weiß ich heute nicht mehr. Zwischen Hermsdorf und Klosterlausnitz geriet ich in einen Tieffliegerangriff. Ein auf der Strecke Gera - Jena stehender Munitionszug wurde in Brand geschossen und flog in die Luft. Obwohl ich etwa 200 Meter entfernt im Wald in Deckung lag, heulten und flogen die Brocken der explodierende Munition bis zu mir, und ich habe heute noch das Geräusch in den Ohren, wie die Granatsplitter über mir in die Baumstämme klatschten. Dieses Erlebnis gab den Ausschlag. Ich beschloss, nach Hause zu fahren und tat es, sobald die Tiefflieger wieder abgedreht waren. In diese letzten Kriegstage fällt auch noch eine Führerrede, vermutlich die letzte, die im Radio übertragen wurde. Es war eine der üblichen Durchhaltereden. Ich kann mich nur noch an einen Halbsatz erinnern, wegen des Wortes, das darin vorkam. Es waren Worte aus denen schon der Irrsinn sprach. Hitler schrie fast: „Die Schicksalsgöttin müsste eine Hure sein...“

4. No fraternization[4]!

Nach der Besetzung des Orts durch die Amerikaner galt ja in der ersten Zeit für die amerikanischen Soldaten noch das „No frat!“, das hieß „No fraternization“ mit den Deutschen. US - Präsident Truman hatte am 26.04.1945 eine Besatzungsdirektive erlassen, in der es hieß: "Deutschland wird nicht besetzt zum Zwecke der Befreiung, sondern als ein besiegter Feindstaat. Die Verbrüderung mit deutschen Vertretern und der Bevölkerung muss streng vermieden werden." Aber die amerikanischen Soldaten in unserem Ort und erst recht wir Jungen haben das nicht sehr ernst genommen. Neben dem unerhört Neuen, Amerikanischen, waren die Soldaten für uns vor allem diejenigen, die über Fleischbüchsen und Rationspäckchen verfügten. Für unsere amerikanischen Soldatenfreunde hingegen waren wir diejenigen, die - auf dem Umweg über unsere Mütter - über Hausfrauenküchen verfügten, die verdammt feine Sachen kochen konnten, wenn man ihnen nur was zu kochen gab. Und sie waren auch gern mal wieder in einer Familie mit einer „Mom“, bei der man sich wenigstens für ein paar Stunden ein bisschen zu Hause fühlen konnte. Das lief alles prächtig. Mein amerikanischer Soldatenfreund brachte sehr schnell noch einen Kameraden mit zu uns nach Hause, und von da an hatten wir wenigstens etwas zu essen.

[2] Hitlers Volkssturmerlass für ein letztes militärisches Aufgebot sollte alle waffenfähigen Männer im Alter zwischen 16 und 60 Jahren erfassen. Die Aufstellung des Volkssturms wurde den Gauleitern der NSDAP übertragen.
[3] Damals standen noch keine Antibiotika zur Verfügung und solche Entzündungen oder Geschwüre auf der Haut waren oft eitrig. Den Älteren ist sicher noch erinnerlich, dass sich ICHTIOLAN - Salbe (die es in verschiedenen Prozent - Stärken gab) zur Behandlung von eitrigen Ekzemen in fast jeder Hausapotheke befand.
[4] No fraternization! = Keine Verbrüderung!

Das heißt, meine Mutter war erst etwas ängstlich gegen diese „wildfremden Menschen“. Aber das amerikanische Corned Beef hat sie schnell überzeugt.

5. Die Amis auf der Köppe [5]

Jener Sommer im Jahre 1945, in dem ich 16 wurde. In diesem Alter erlebt man wohl schon alles mit wachen Sinnen. Aber das Leben hatte noch nicht jene graue Alltagsrealität, die es später bekommt. Alles hatte noch einen Anhauch von Abenteuer. Die Zeit selbst bot einem Jungen auch abenteuerliches genug. Aber wenn ich diese Zeit, die mir in der Erinnerung wie von Sonne beschienen erscheint, mit Hilfe der inzwischen geschriebenen Geschichte zeitlich einzugrenzen versuche, so erfahre ich, dass es ganze 2 ½ Monate waren, die die Herrlichkeit gedauert hat. Aber ich will weiter erzählen. Wir Jungen hatten Zeit. Die Schule hatte den Unterrichtsbetrieb noch nicht wieder aufgenommen und der Hauptanziehungspunkt für uns war das Camp der Amerikaner auf der Köppe, oben am Ortsrand beim Wald. Alles was wir da sahen war für uns neu und brennend interessant. Die überreichliche Fülle an Material und Verpflegung und der selbstverständliche, fast sorglose Umgang damit. Die ganz andere Art von Disziplin, äußerlich kaum zu sehen und doch vorhanden. Sehr merkwürdig fanden wir eine Art Karzer, der mitten im Camp eingerichtet war. Ein Quadrat von vielleicht zwanzig Metern Seitenlänge war mit normalem, etwa mannshohem Maschendraht notdürftig eingezäunt, als Zaunpfähle rohe Kiefernstangen aus dem nahen Wald. In diesem eingezäunten Gelände Zelte, und immer wenn wir zum Camp kamen, waren einige amerikanische Soldaten in diesem abgezäunten Areal. Sie lagen auf dem sandigen Waldboden, rauchten, lasen oder unterhielten sich mit ihren Kameraden außerhalb der Umzäunung. Sie büßten da eine Strafe ab für irgendwelche wohl kleinere Vergehen, über die uns Jungs gegenüber nicht gesprochen wurde. Was uns so wunderte war, dass sich das alles so öffentlich abspielte, so für jeden Passanten sichtbar. Für unsere damalige Ehrauffassung unbegreiflich. Auf den Waldwegen rund um das Camp lernte ich, wie man einen Jeep fährt und was „Doubletouching“ [6] ist. Die Fahrzeuge hatten damals noch kein synchronisiertes Getriebe, und es musste mit Zwischengas runtergeschaltet werden. Eines Tages kam sogar eine Musiktruppe zur Truppenbetreuung in unseren Ort. Da spielte ein komplettes amerikanisches Tanzorchester unter freiem Himmel, und eine Sängerin mit Jane-Mansfield-Figur sang dazu: „... Oh boy, you can give me a shine!“ Wir lernten vor Begeisterung den ganzen Text vom Chattanooga - Chou - Chou [7] auswendig. Heute alles in Filmen hundertmal gezeigt. Damals aufregend neu.

6. Schießen mit dem Ml

Eine letzte Episode aus der Zeit, als die Amerikaner Thüringen besetzt hielten, will ich noch erzählen. So unglaublich sie vielleicht klingt, ist sie doch wahr und selbst erlebt. Mein amerikanischer Soldatenfreund lud mich eines Tages zu einer Fahrt in seinem Jeep ein. Er fuhr mit mir in den Wald an der Straße nach Oberndorf, auf einen wilden Müllplatz. Dort sammelten wir leere Konservendosen, stellten sie in gehöriger Entfernung in einer Reihe auf, und dann schossen wir mit seinem Gewehr abwechselnd - es war das berühmte Ml, mit dem dann in den 50iger Jahren Eddy Constantin in seinen Filmen auf Gangsterjagd ging - um die Wette auf die Konservendosen. Ich weiß noch, dass ich ihn fragte, ob er denn überhaupt nicht fürchte, ich könne ihn mit seinem eigenen Gewehr erschießen. Statt einer Antwort langte er mit der Hand unter seine Jacke, zog eine großkalibrige Automatikpistole hervor und meinte, damit wäre er dann wohl schneller als ich. Amerika im Thüringer Wald. Das alles spielte sich in einer Zeitspanne von nur 2 ½ Monaten ab.

---

[5] Hermsdorf und Bad Klosterlausnitz waren vom 13.04. bis 07.07.1945 von amerikanischen Truppen besetzt. In Bad Klosterlausnitz quartierten sie sich im Waldhotel „Zur Köppe“ ein. Am 12.04.1945 hatte die Organisation Todt ihren Standort Rasthof Hermsdorfer Kreuz verlassen und in das Hotel gezogen. Gleich darauf setzten die Angehörigen die Flucht vor den anrückenden Amerikanern mit einer Fahrzeugkolonne fort. Diese wurde im Wald zwischen Bad Klosterlausnitz von Tieffliegern beschossen. Die Fahrzeuge blieben stehen, die Insassen flüchteten zu Fuß. Wie der Rasthof wurden dann auch diese gut ausgestatteten Fahrzeuge geplündert.

[6] Zwischenkuppeln

[7] Der Schlager von Mack Gordon, dessen erste Strophe lautet: „Pardon me, boy Is that the Chatanooga Choo-Choo Track twenty nine, Boy, you can give me a shine, I can afford To board a Chatanooga Choo-Choo, I've got my fare And just a trifle to spare.“ wurde nach dem Krieg durch Bully (Hans Joachim) Buhlan ins Deutsche umgedichtet: „Verzeih'n Sie, mein Herr, Fährt dieser Zug nach Kötzschenbroda? Er schafft's vielleicht, Wenn's mit der Kohle noch reicht. Ist hier noch Platz, In diesem Zug nach Kötzschenbroda? Das ist nicht schwer, Wer nicht mehr stehn kann, liegt quer.“ Im Jahr 1983 erhielt er durch eine von Udo Lindenberg gesungene Version: „Entschuldigen Sie, ist das der Sonderzug nach Pankow ich muss mal eben dahin, mal eben nach Ost-Berlin ich muss da was klären, mit eurem Oberindianer ich bin ein Jodeltalent, und ich will da spielen mit 'ner Band Ich hab'n Fläschchen Cognac mit und das schmeckt sehr lecker das schlürf' ich dann ganz locker mit dem Erich Honecker …“ nochmals neue Popularität.

Als das Potsdamer Abkommen in Kraft trat, räumten die Amerikaner die von ihnen besetzten Gebiete in Thüringen und Sachsen, und auch in unseren Ort zogen russische Truppen ein. Das war am 01.07.1945. Wir waren die Nacht bis 02:00 Uhr aufgeblieben. Was würde nun werden?

7. Bombenräumen in der Muna [8]

Ich muss hier ein Stück springen. Meine erste Lehrstelle als Rundfunkmechaniker hatte ich verloren, weil der Chef der Firma Radio Linke sein Geschäft wieder aufgab. Ich wurde vorübergehend arbeitslos. Damals mussten sich in Bad Klosterlausnitz alle gesunden, arbeitsfähigen, aber nicht in Arbeit stehenden Männer an Aufräumungs-arbeiten in der Muna beteiligen. Wer sich weigerte teilzunehmen, erhielt keine Lebensmittelkarten. Auch ich erhielt eine Aufforderung. Die Muna war ein im Wald gelegenes, viele Hektar großes Munitionslager der ehemaligen Luftwaffe, wo nach dem Zusammenbruch noch große Mengen von Fliegerbomben lagerten. In dem Waldgelände lagen verstreut halb in die Erde gebaute Bunker, in denen die Bomben in stabilen, sargähnlichen Holzkisten bis unter die Decke gestapelt waren. Diese fliegerblauen Bombenkisten erfreuten sich bald allgemeiner Beliebtheit, weil sie sich trefflich in Karnickelställe verwandeln ließen. Meine Tante Elli aus der Forststraße fand damals auch heraus, dass der Krieg ja nur durch Sabotage verloren gegangen sei. Befragt, wie sie zu dieser Ansicht käme, erklärte sie: „In der Muna lagern doch noch so viele V 2!“ (Die berühmt - berüchtigten ersten Mittelstreckenraketen, mit denen London beschossen worden war. Sie wurden für eine Art Wunderwaffe gehalten, mit der sich vielleicht doch noch der Sieg erringen ließe?) Solche Wundergeschichten gab es damals. Noch im März 1945, als die russischen Truppen schon vor Berlin standen, gab es Leute, die davon überzeugt waren, dass der Krieg noch gewonnen werden könne: „Sie werden sehen, da kommen noch ganz neue Waffen! Es ist vielleicht etwas ganz kleines, das man in die Tasche stecken, und das man dann ganz schnell an die Bevölkerung verteilen kann und womit man dann die Feinde alle vernichtet!“ Die Sache mit den vielen „V 2“ in der Muna hat sich dann schnell aufgeklärt. Auf viele Bombenkisten war eine große römische VII gemalt. Wohl die Nummer des Bunkers, in dem sie lagern sollten [siehe Fußnote 6]. Die Tante kannte keine römischen Zahlen und dachte, das hieße „V2". Ich wurde einer Kolonne zugeteilt, die die Aufgabe hatte, die Bomben aus den Bunkern zu schaffen und stückweise auf von Pferden gezogene Ackerwagen zu laden. Die Bomben wurden danach an den Rand eines tiefen, trichterförmigen Kraters gefahren, in dem sie gesprengt wurden. Monatelang konnte man Tag für Tag das Krachen der Sprengungen hören. Der Wald um den Sprengkrater war in weitem Umkreis durch die herum fliegenden Bombensplitter wie abrasiert. Ein gespenstischer Anblick. Um die Bomben, die in drei oder vier Kisten übereinander gestapelt waren, aus den engen Bunkern zu bekommen, hatten wir als einziges Werkzeug nur große Brechstangen. Damit hebelten wir Kiste für Kiste soweit von ihrem Stapel, bis sie schließlich das Übergewicht bekam und auf den Boden krachte.
Das war mir in der ersten Zeit sehr unheimlich, weil ich immer daran denken musste, dass die Bombe durch den Aufprall auf den harten Zement des Bunkerbodens explodieren könnte. Aber die älteren, erfahrenen Leute in unserer Kolonne erklärten mir, dass das TNT, der Sprengstoff in den Bomben, die natürlich ohne Zünder gelagert wurden, durch Schlag nicht zu entzünden sei. Sogar die Flamme eines Streichholzes, so erfuhr ich, würde nicht ausreichen. Mir blieb die Sache trotzdem sehr unheimlich. Die Arbeit war, auch wenn das stimmte, noch gefährlich genug. Man musste höllisch aufpassen, dass die vom Stapel herunter krachende Bombe einem in den engen Bunkern die Knochen nicht zerschlug.

8. Lehre bei Richard Straube in Jena

Ich fand endlich in Jena eine neue Lehrstelle und war glücklich, dem Bombenräumen entkommen zu sein. Was es aber hieß, in den Jahren 1946 / 1947 jeden Tag mit der Bahn nach Jena, und abends wieder heim zu fahren, lässt sich dem, der diese Zeit nicht erlebt hat, mit Worten kaum noch begreiflich machen. Für die Dampflokomotiven gab es keine Steinkohle. Sie mussten mit schlechter Braunkohle befeuert werden. Und der Thüringer Wald ist voller Steigungen, und Braunkohle bringt nicht viel Leistung. Vor jeder stärkeren Steigung musste der Lockführer den Zug anhalten, erst wieder kräftig Dampfdruck sammeln, und dann ging's mit Ach und Krach die Steigung

[8] Muna - Akronym aus Munitionsanstalten: Es gab ca. 4435 militärisch genutzte Standorte. Davon ca. 171 Heeres-Munitionsanstalten, 57 Luft-Munitionsanstalten und 18 Marine-Munitionsanstalten zzgl. 45 Munitionsanstalten aus dem ersten Weltkrieg. Die Luftwaffen-Munitionsanstalt Oberndorf 5/IV wurde 1934 gebaut und hatte Bestand bis 1945. Das Gelände lag zwischen Oberndorf, Bad Klosterlausnitz, Hermsdorf, Tautenhain und Rüdersdorf. Es ist möglich dass dort auch Kisten mit Munition von oder für die Luftmunitionsanstalten 5/IV Schierling (1937-1945) 2/VII und / oder Mühlau 4/VII - beide in Bayern - eingelagert waren. Daraus könnte sich die VII auf den Kisten erklären. Große Teile des Geländes sind noch heute Sperrgebiet, da noch nicht alle Munition beräumt wurde. Nicht zuletzt durch unsachgemäße Sprengungen nach Kriegsende, durch die die Munition teilweise breit verstreut wurde.

hinauf. Einer der ersten Nachkriegsschlager, der dieses Fiasko beschrieb, war die deutsche Version des Chattanooga - Chou - Chou : „Verzeih'n sie mein Herr, ist das der Zug nach Kötchenbroda? [9] - Ja, ja, vielleicht, wenn die Kohle noch reicht...“, so sang Bully Buhlan damals [siehe Fußnote 5]. An das Heizen der Abteile war gar nicht zu denken. Dazu war der Dampf zu kostbar. Und in dem strengen Winter 1946 / 1947 waren in den Abteilen noch viele Scheiben kaputt. Inzwischen hatte die russische Besatzungsmacht als Teil der Reparationsleistungen die Schienen des zweiten Gleises demontieren lassen. Der ganze Zugbetrieb verlief eingleisig, und zu den Wartezeiten vor Steigungen kamen ständig Wartezeiten, um Gegenzüge vorbei zu lassen. Die Kälte und der Hunger dabei. Es war sehr schlimm.
Meine neue Lehrstelle in Jena war ein größeres Radiogeschäft. Nur dass es immer noch keine Radios zu kaufen gab und wir uns auf Reparaturen beschränken mussten. Der Firmeninhaber kümmerte sich nur um das Kaufmännische und war vorn im Laden. Die Werkstatt wurde von einem Meister geleitet. Ich muss in der Zeit bei Radio Linke in Klosterlausnitz doch wohl schon allerlei gelernt haben, denn ich wurde bald ziemlich selbstständig mit der Reparatur einfacherer Geräte betraut. Auch kaputte Bügeleisen oder Kochplatten verliefen sich in unsere Werkstatt und fielen mir zu.

Das gewöhnliche Radio, das man in den meisten Wohnzimmern nach Kriegsende fand, war technisch gesehen ein Einkreis-geradeaus-Empfänger für Mittel- und Langwelle. Einen sogenannten „Super“ hatten damals nur die wohlhabenden Leute. Mein Aufgabengebiet war also die Reparatur von „Einkreisern“, unter denen die noch unter der Ägide [10] des Reichspropagandaminister Dr. Goebbels im Regierungsauftrag in hohen Stückzahlen produzierten „Volksempfänger“ das Hauptkontingent bildeten. Der Bekannteste war der VE 301 W, wobei dieses 301 als 30. 1. gelesen werden muss. Nach dem 30. Januar 1933, dem Tag an dem man Hitler zum Reichskanzler ernannt hat, fälschlich „Die Machtergreifung“ genannt. Das muss man sich einmal richtig vorstellen: Da lässt eine Regierung in hoher Stückzahl zu niedrigen Einheitspreisen Volks - Rundfunkempfänger herstellen, einzig zu dem Zweck, sich dadurch ein nahezu ideales Instrument zur Beeinflussung der Volksmeinung zu schaffen. Dazu muss man wissen, dass es zur Hitlerzeit in der Arbeiterschaft zur Anschaffung eines besseren Radios meist nicht reichte und dass es keinen freien Rundfunk gab, sondern die deutschen Sender vollständig vom Reichspropagandaministerium gesteuert waren. Und Auslandsempfang war mit diesen schwachen Geräten so gut wie nicht möglich. Das war konstruktionsbedingt und beabsichtigt. Als im Krieg insgeheim Sendungen der BBC mit Volksempfängern empfangen werden konnten, war das nur möglich, weil dazu in England speziell ein besonders starker Mittelwellensender mit Richtstrahler installiert worden war.



Das Röhren-Radio „Volksempfänger VE 301 W“
besser bekannt als „Göbbelsschnauze“. [11]

[9] Hans-Joachim *"Bully" Buhlan 1945/46 hatte eine Zeit lang in Radebeul, korrekt im Stadtteil Radebeul - Kötzschenbroda, gewohnt. Die Forschung hat mir noch nicht erschlossen, warum dies der Fall war. Dass jedoch der Bahnhof "Kötzschenbroda" (der schon damals "Radebeul-West" hieß, wie auch heute noch), "der einzige funktionierende Bahnhof" in Dresden und Umgebung war, muss dem Reich der Fabeln und Märchen zugewiesen werden. Dass sein deutscher Text einfach eine geniale Verbindung von Buhlans Heimatstadt mit seinem selbst gewählten zeitweiligen Aufenthaltsort in einer unglaublich schweren Zeit ist, dies steht allerdings fest.“* [Dr. Ingolf Roßberg - Bürgermeister der Stadt Radebeul 1994-2000]

[10] Unter der Ägide (von griechischem Aigis „der Schild des Zeus“) versteht man das Schutz- und Obhutsverhältnis, in dem sich eine untergeordnete Instanz oder Institution einer höheren, schutzgebenden Institution gegenüber befindet.

[11] Der Volksempfänger war das erste elektronische Massenmedium, das in Deutschland eingeführt wurde. Mit ihm war es den Nationalsozialisten möglich, Propaganda, Hitler - Reden und die Ansprachen Joseph Goebbels quasi in Echtzeit in alle Wohnzimmer zu übertragen. Wie durch kein anderes zeitgenössisches Medium gelang es ihnen, ihre Ideologie direkt an die Massen zu bringen, verbunden noch dazu mit dem Reiz des Neuen dieses Mediums. Die Typenbezeichnung VE 301 erinnert an den 30.1.1933, den Tag der nationalsozialistischen Machtergreifung.
Doch wie jedes neue Medium hatte auch der Volksempfänger seine Tücken. War er zwar technisch so ausgelegt, dass er nur den nahen (deutschen) Ortssender empfangen sollte, so bot er doch - mit ein wenig Fingerspitzengefühl im Umgang mit der Abstimmung und der Rückkopplung - die Möglichkeit, auch den Feindsender (hier besonders der deutschsprachige Dienst des englischen BBC) zu hören, der für viele Deutsche zum wichtigsten Draht in die Außenwelt wurde. Das Hören von Feindsendern wurde bald mit Zuchthaus bestraft.

In Jena lagen russische Besatzungstruppen in Garnison. So wie die Amerikaner ein Faible für gute deutsche Kameras hatten, ging es den Russen mit deutschen Radiogeräten. So gehörten auch russische Soldaten, meist Offiziere, zu unseren Kunden. Eines Tages kam ein russischer Offizier in unser Geschäft und bat, ein Radiospezialist möchte mit ihm in seine Wohnung kommen und sein defektes Radio reparieren. Aus welchem Grunde auch immer, mein Chef erwählte mich zum „Spezialisten“ und ich wurde, ein Köfferchen mit Werkzeug und Prüfgerät in der Hand, mitgeschickt. Die russischen Offiziere wohnten damals, soweit ich mich erinnere, in geräumten Privathäusern. Auch die Wohnung des Offiziers, den ich begleiten musste, lag in einem Privathaus. Bei dem defekten Radio handelte es sich um den berühmten „Philips Monoknopf“, ein „Super“ natürlich und ein Spitzengerät seiner Zeit. Heute kann man solch ein Radio nur noch in Rundfunkmuseen bewundern. Eine Delikatesse für Sammler. Das Besondere an dem Gerät war, dass man alle Schalt- und Einstellfunktionen mit einem einzigen Bedienungsknopf betätigen konnte. Heute im Zeitalter der Mikroelektronik nichts Besonderes. Aber damals rein mechanisch. Im Grunde ein Gag, aber doch ein hübscher und technisch sehr ausgeklügelter. Nur bedurfte es natürlich einer gewissen Finesse, solch ein Gerät zu bedienen. Das mechanische Innenleben, das sich hinter dem Monoknopf verbarg, konnte erheblich kollabieren, wenn man es falsch bediente oder zu rau behandelte. Das war hier offensichtlich der Fall. Ich zog mich mit dem Patienten in ein freies Nebenzimmer zurück, baute das Chassis aus und brauchte vielleicht zwei Stunden, um wieder Ordnung in den Eingeweiden des Gerätes herzustellen und die gerissenen Antriebsseile zu ersetzen, dann lief das Gerät wieder einwandfrei. Der Besitzer lobte mich für meine gute Spezialistenarbeit und sagte in gebrochenem deutsch-russisch ungefähr: „Du gut rabotti, nun wir gut essen und trinken!“ Das war in dieser Hungerzeit eine Aufforderung, die ich mir nicht zweimal sagen ließ. In der großen Küche der Wohnung hatte sich eine fröhliche Gruppe von sechs oder acht russischen Offizieren versammelt. Ich erhielt einen Platz an ihrem Tisch, bekam ein Wasserglas und einen Teller. Auf dem Tisch, daran erinnere ich mich, weil es essbares war, stand ein großer Teller mit derb geschnittenem Kommissbrot, eine Schüssel mit geschnittenen Zwiebeln und eine Schüssel mit klein geschnittenem, nicht ausgelassenem, und das weiß ich heute nicht mehr, entweder Schweine- oder Rinderfett. Dazu eine Flasche Wodka und Papyrossi [12], die langen russischen Zigaretten mit dem Pappmundstück. Wenn ich heute rückerinnernd vergleiche, wie Amerikaner und Russen damals gelebt haben, so bleibt nur die Feststellung, gegen die Amis waren die Russen arme Hunde. [13]
Ich konnte soviel essen, trinken und rauchen, wie ich wollte. Die sprachliche Verständigung mit den russischen Soldaten war viel schwieriger als mit den Amerikanern. Englisch konnte doch bald jeder ein bisschen. Aber russisch? Nach meiner Erinnerung bemühten sich damals mehr russische Soldaten, sich deutsch verständlich zu machen, als Deutsche sich bemühten, russisch zu lernen. Aber unter dem Einfluss des Wodkas klappte die Verständigung immer besser. Es war jedenfalls ein ausgesprochen fröhlich - feuchter Nachmittag. Wie es weiter ging, weiß ich dann nicht mehr so genau. Ich erinnere mich noch dunkel an die Heimfahrt mit dem Zug und dass die Leute im Abteil schrecklich lachten und ich redete. Ich muss wohl, durch den Wodka beflügelt, eine Art One-Man-Show veranstaltet haben. Am nächsten Morgen fand ich in meinen Manteltaschen noch zwei Päckchen Machorka, den derben russischen Tabak.

9. Liberaldemokratischen Partei (LDP) - Gründung in Köstritz; politische Aussichten in Deutschland damals

Allen Verhältnissen scheint der Neigung innezuwohnen, sich zu „normalisieren“. Es ist die menschliche Fähigkeit, sich fast jedem Zustand anzupassen und ihn nach einiger Zeit als „normal“ zu empfinden. So war es auch unter der russischen Besatzung. In unserem kleinen Ort trat das russische Militär nur wenig in Erscheinung. Die Gemeindeverwaltung war „gesäubert“ worden und hatte, natürlich nach den Direktiven der Besatzungsmacht handelnd, ihre Arbeit wieder aufgenommen. Nach dem der von der Besatzungsmacht zunächst eingesetzte Bürgermeister [14], der schwierigen Aufgabe, bei seiner Verwaltungstätigkeit, Direktiven und Alltagsforderungen

[12] Papyrossi, russisch папиросы, Mehrzahl von папироса, Zigarette mit hohlem Pappmundstück, das vor dem Rauchen zweimal entgegengesetzt zusammengedrückt wird. Sehr grober und meist starker Tabak.

[13] Wenigstens in einer Fußnote sei daran erinnert, dass das russische Land, seine Menschen und seine Wirtschaft unter dem Krieg unendlich gelitten haben und seine Entwicklung um Jahrzehnte zurückgeworfen wurde. Die hoch entwickelte US-Wirtschaft hingegen nahm durch die Rüstungsproduktion infolge des zweiten Weltkrieges - nicht anders als nach dem ersten Weltkrieg - einen starken wirtschaftlichen Aufschwung. Einen weiteren Unterschied gab es in den verschiedenen Besatzungsbereichen. Während die West-Alliierten moderne Kasernen und Anlagen erhielten, die durch die Bundesregierung finanziell und personell unterstützt wurden, waren die Kasernen in der ehemaligen DDR „russisch“. Die Einheiten erhielten kaum Unterstützungen, was oft auch zu „Versorgungsstraftaten“ führte.

[14] Vom 13.04.1945 Bürgermeister Oskar Kern (Bankangestellter), ab April bis Mai 1946 Fritz Lehmann, ihm folgte ein Herr Schilken.

miteinander in Einklang bringen zu müssen, nicht Herr wurde, hatte man einen parteilosen Akademiker mit dem Bürgermeisteramt betraut. Der hieß Lehmann. Ich war damals 16, 17 Jahre alt und hatte mich für politische Fragen zu interessieren begonnen. Noch als die Amerikaner in Thüringen waren, hatte die sowjetische Militäradministration in Deutschland den Befehl Nr. 2 erlassen. Darin hieß es u.a.: „Auf dem Territorium der sowjetischen Besatzungszone in Deutschland ist die Bildung und Tätigkeit aller antifaschistischen Parteien zu erlauben...“. Als dann auch Thüringen sowjetische Besatzungszone wurde, galt das auch für uns in Bad Klosterlausnitz. Durch meine Bekanntschaft mit Lehmanns und ihrem Kreis fühlte ich mich zum Bürgerlich - Liberalen hingezogen und wurde Mitglied der neu gegründeten Liberaldemokratischen Partei, der LDP. Ich weiß noch, wie wir eines Abends nach Bad Köstritz fuhren, um dort gleichfalls einen Ortsverein der LDP zu gründen. Die LDP vertrat u.a. die Forderung, in ganz Deutschland so schnell als möglich wieder das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht einzuführen. Wohin die Reise aber 1946 in dem, in vier Besatzungszonen geteilten Deutschland ging, das vorherzusehen vermochte ich damals nicht. Das Deutschland ein halbes Jahrhundert lang in zwei Hemisphären geteilt bleiben würde, kam niemandem in den Sinn.



Gründung der Ortsgruppe der NDPD - Datum z. Z. unbekannt
Hintere Reihe von rechts: 3. Willibald Franz, 7. Max Leisering

Die National-Demokratische Partei Deutschlands und die Liberal-Demokratische Partei Deutschlands waren Blockparteien in der DDR. Die NDPD wurde 25.05.1948 in der DDR gegründet und am 16.08.1948 von der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) lizenziert. Auf Betreiben der Besatzungsbehörden und der SED gegründet, mit dem Hauptziel, ehemalige NSDAP-Mitglieder und Wehrmachtsoffiziere in das neue Herrschaftssystem der SED einzubinden bzw. um bereits in der LDPD organisierte Nationaldemokraten abzuwerben. In ihrem Parteiprogramm forderte die NDPD unter anderem die Förderung des Mittelstands, die Eingliederung der einstigen Berufsbeamten, ein Ende der Diskriminierung der kleinen NSDAP-Mitglieder und der Offiziere der Wehrmacht, eine vollständige Bodenreform und die Enteignung der Konzerne. Die national eingestellten Angehörigen des Mittelstands und Heimkehrer aus der Kriegsgefangenschaft stellten den überwiegenden Anteil der Mitglieder. Sie war nach dem Muster der SED und dem Prinzip des Demokratischen Zentralismus organisiert. Höchstes Gremium war der im fünfjährigen Rhythmus zusammentretende Parteitag. Gegen Ende der DDR hatte die NDPD rund 110.000 Mitglieder, die 3.000 regionalen „Grundeinheiten“ angehörten. Langjähriger Vorsitzender der NDPD war ab 1972 Prof. Heinrich Homann, bereits seit 1952 einer der stellvertretenden Vorsitzenden. 07.12.1989 erfolgte der Austritt aus dem „Demokratischen Block“. Neuer Vorsitzender der Partei wurde Wolfgang Glaeser. Die Partei war auch mit drei Vertretern am Runden Tisch beteiligt. 18.03.1990 - erhielt die Partei bei der freien Volkskammerwahl nur 0.39 % der Stimmen und 2 Mandate. Im Gegensatz zur Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands (LDP später LDPD) hatte die NDPD keine eigene Ursprungsgeschichte. Die Liberal-Demokratische Partei Deutschlands war eine liberale Partei in der Sowjetischen Besatzungszone und eine Blockpartei in der DDR. Sie wurde im Juli 1945 gegründet. Sie diente zur Unterstützung der SED-Herrschaft und hatte Abgeordnete und Minister. 12.08.1990 - schloss sich die NDPD dem Bund Freier Demokraten an und ging mit ihm in der Freien Demokratischen Partei (FDP) auf. Gleichzeitig ging auch die LDPD in die gesamtdeutsche FDB auf.

10. Gründung des Kulturbundes in Klosterlausnitz

Um 1946 war das politische Klima in unserem kleinen Ort - soweit ich das aus der Erinnerung eines 17jährigen zu sagen weiß - noch recht gemütlich. In dieser Zeit gründeten wir auch einen Ortsverein des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, der für uns den Rahmen für kulturelle Veranstaltungen und geselliges Beisammensein bildete. Der Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, das ist heute kaum noch bekannt, unterhielt in allen vier Besatzungszonen Dependenzen. In Frankfurt am Main beteiligte sich Walter Dirks an der Gründung. Bei der Gründung des Kulturbundes in Stuttgart hielt Johannes R. Becher das einleitende Referat und Professor Theodor Heuss, später der erste Bundespräsident, war Leiter der Veranstaltung. Die Zonengrenzen waren noch durchlässig. Viele Künstler und Schriftsteller nutzten den Kulturbund als politische Plattform. Heinrich Böll, Alfred Andersch und Hans Werner Richter, Theaterleute, Musiker, Journalisten wandten sich damals vehement gegen eine politische Trennung von Ost- und Westdeutschland. Bis die Amerikaner dem Wirken des Kulturbundes in ihrer Besatzungszone einen Riegel vorschoben. Die geschichtliche Stunde des Mannes aus Rhöndorf [15] hatte geschlagen. Das alles wussten wir damals noch nicht. Ich glaube nicht, dass damals auch nur ein Mitglied bei uns kommunistisch orientiert war. Einig waren wir uns in der Verurteilung Hitlers und des Nationalsozialismus. Ich erinnere mich noch, dass wir die Russen anfangs etwas belächelt oder jedenfalls nicht ganz ernst genommen haben. Es war sicher ein Stück Dünkel dabei, und es wirkte wohl auch noch das in der Hitlerzeit durch die Propaganda geprägte Feindbild nach. Aber merkwürdig war ja auch, dass die Sieger in ein Land von Besiegten kamen, das trotz des totalen Zusammenbruchs noch einen zivilisatorischen - technischen Standard hatte, der immer noch höher als der der Sieger war. Es war die Zeit, als die Russenwitze aufkamen im russisch besetzten Teil Deutschlands, „ … wo kommt Wassär aus Wand und Licht aus Dääke …“. Oder der saublöde, aber damals doch tausendfach erzählte Witz von der Russin, die im WC Kartoffeln wäscht, dabei versehentlich die Spülung betätigt und laut „Sabotage“ schreit, als die Kartoffeln plötzlich verschwinden.
Kulturelle Veranstaltungen mussten bei der russischen Militärbehörde angemeldet und von ihr genehmigt werden. Wir haben alle darüber gelacht, als Frau Lehmann, die Frau des Bürgermeisters, von ihrer Vorsprache bei der Militärbehörde berichtete. Sie wollte die Veranstaltung eines Konzerts genehmigen lassen und trug diesen Plan dem hierfür zuständigen russischen Offizier vor. Der soll nun gefragt haben: „Konzert? Mit Musik? Ahh, gutt!“, dass es sich hier lediglich um ein Problem der sprachlichen Verständigung gehandelt hat, wurde nie erwähnt. Mein Freund Reinhard Küster [16], der sich schon damals stark für naturwissenschaftliche Fragen interessiert hat, der auch später Physik studierte und an der Entwicklung des ersten deutschen Forschungsreaktors in Jülich bei Aachen mitgewirkt hat, wollte damals im Kulturbund einen Vortrag über Atomenergie halten. Der Atombombenabwurf über Hiroshima und Nagasaki - 130.000 Zivilisten sofort tot, über 100.000 starben später an den Folgen - lag gerade ein oder zwei Jahr zurück. Er bezog sich für seinen Vortrag auf Gerd von Natzmers Schrift „Atomenergie“, die 1946 in der russischen Zone erschienen war. Reinhard hat mir später erzählt, wie er nach Jena zu dem zuständigen Kulturoffizier gefahren sei, um seinen Vortrag genehmigen zu lassen. Wie erstaunt er war, mit welchem freundlichen Interesse er angehört worden sei. Der Vortrag wurde genehmigt.
Unser Kulturbund war neben politischen Grundforderungen eigentlich unpolitisch. Eine Mischung aus Geselligkeitsverein, Laienspielgruppe und literarischem Kreis. Doch wieder politisch insoweit, als Entscheidungen über das Veranstaltungsprogramm und sonstige Fragen demokratisch diskutiert wurden. Das war für mich so neu, dass ich es bis heute nicht vergessen habe.
Wenn ich an die erste Nachkriegszeit in Klosterlausnitz und Hermsdorf denke, dann erinnere ich mich noch an ein anderes Phänomen. Durch die Kriegs- und Nachkriegsereignisse waren die Menschen in Deutschland in großer Zahl entwurzelt und wie mit einem Riesenquirl durcheinander gerührt worden. Dadurch war für eine kurze Zeit eine im schönsten Sinne wirklich klassenlose Gesellschaft entstanden. Ohne irgendwelchen ideologischen Überbau. Ich habe nie wieder in meinem Leben so viele interessante Menschen aus den verschiedensten Bildungs- und Bevölkerungsschichten kennen und schätzen gelernt.

[15] Rhöndorf ist ein Stadtteil von Bad Honnef im Rhein-Sieg-Kreis und liegt am Fuße des Siebengebirges. Bekannt ist Rhöndorf vor allem als Wohnsitz von Konrad Adenauer, des ersten Bundeskanzlers der Bundesrepublik Deutschland, sowie als einer der nördlichsten Weinorte mit langer Tradition.

[16] Dr. Reinhard Küster, geboren 24.11.1930, gestorben 02.02.2007 in Neuruppin. Horst Leisering und Reinhard Küster waren von Berlin her befreundet. Reinhard Küster besuchte zusammen mit den Hermsdorfer Rolf Hädrich, den späteren Regisseur, Autor und Schauspieler das Gymnasium in Eisenberg.

Der gewisse Dünkel - nicht ausgesprochen, meist wohl nicht einmal bewusst, aber doch vorhanden - nur mit seinesgleichen zu verkehren, war für die wenigen Jahre nach 1945 verschwunden.



Kulturbund

zur demokratischen Erneuerung Deutschlands

Wirkungsgruppe Bad Klosterlausnitz

Mittwoch, den 29. 1. 1947, 20 Uhr

in den **Capitol-Lichtspielen:**

Lichtbildervortrag

von

Kurt Hielscher.

„Erlebnisse und Begegnungen auf meinen Wanderfahrten durch Europa."

Der bekannte Reiseschriftsteller, dessen 12 Bücher im Verlag Brockhaus in über 1/2 Million Exemplaren in 5 Sprachen in die Welt gingen, sprach überall vor ausverkauften Häusern und mußte seine Vorträge wiederholen.

Eintrittspreise RM. 1,50 Mitglieder des Kulturbundes halbe Preise.

Vorverkauf:

Fa. Gocht, Eisenberger Strasse, und Frau Kaufmann, Bahnhofstrasse.

11. Ich setze meine Lehre in der Hescho fort. Erlebnisse in der Hescho

So gut es mir in meiner neuen Lehrstelle in Jena gefiel, so hielt ich in dem ausgehungerten Zustand, in dem ich war, die Strapazen der täglichen Fahrt nach Jena und wieder zurück körperlich nicht durch. Einer meiner älteren Bekannten war als HF - Ingenieur in der Hermsdorfer Porzellanfabrik tätig, wo seit 1897 Hochspannungsisolatoren

für Überlandleitungen hergestellt wurden. Hochspannungsisolatoren, die auf ihrem Gebiet einmal - wie Zeiß in Jena - Weltruf besaßen. Er verschaffte mir die Möglichkeit, hier meine Lehre fortzusetzen. Ich konnte jetzt mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren. Nun muss ich gestehen, dass meine Fähigkeiten weniger auf dem Gebiet dem Mathematischen - Abstrakten und mehr auf dem intuitiven - tüftlerisch - praktischen Gebiet liegen. Wenn es also um organisatorisch praktische Dinge oder spezielleren Einsatz ging, dann war das ganz mein Fall. Nun gab es in unserem Werk eine zentrale Rufanlage, mit der Lautsprecherdurchsagen in jede Produktionsabteilung möglich waren. Die stammte noch aus der Hitlerzeit. Mit dieser Anlage konnte man auch Musik von Schallplatten übertragen. Einer unserer Rundfunktechniker hatte die Aufgabe, neben seiner eigentlichen Tätigkeit im HF - Labor, bei Bedarf diese zentrale Rufanlage zu bedienen. Ich hatte wohl Interesse an dieser Tätigkeit gezeigt und wurde deshalb bisweilen zum Assistieren mitgenommen, wenn längere Durchsagetexte mit Musik aufgelockert werden sollten. Ich weiß heute nicht mehr, wie es kam, aber nach einiger Zeit überließ man mir die Bedienung der Rufanlage. Das erforderte keine besonderen Fachkenntnisse. Man musste, neben einer klaren Artikulation, einigermaßen frei sprechen und die Anlage technisch bedienen können. Mir - 18 war ich damals - machte das ungeheuren Spaß. Man konnte die Anlage ganz trocken als Transportmittel für Anordnungen der Werksleitung an die Beschäftigten benutzen und quasi zur besseren Verdauung zwischendurch eine Schallplatte auflegen. Man konnte allerdings auch mehr daraus machen. Die Menschen, die an den Fertigungsstraßen meist mit eintönigen Arbeitsgängen beschäftigt waren, freuten sich über eine musikalische Unterhaltung bei der Arbeit. Bald kamen auch die ersten positiven Reaktionen aus dem Werk. Das erste Problem war, dass wir nur eine Handvoll alter Schallplatten hatten, die schon so oft abgespielt waren, dass sie keiner mehr hören wollte. Also machte ich eine Durchsage, wer eine Lieblingsschallplatte hat, möge sie ins Werk mitbringen. Was da alles zum Vorschein kam! Es entstand ein Musikprogramm, das viel Anklang fand. Das alles war ja damals neu. Die Amerikaner hatten auch in Thüringen ihre ersten Spuren hinterlassen. Es war noch nicht wie heute, wo man in jedem Supermarkt mit Musik - bedudelt wird. Auch die Form der Durchsagen ließ sich auflockern. In den allerersten Wiederaufbaujahren wurde in Ost wie West von den Beschäftigten - vom ideologischen Hintergrund ganz unabhängig - oft fast Unleistbares, fast Unmögliches verlangt. Und die meisten Menschen bejahten das im Prinzip, wenn auch stöhnend. Denn jeder wollte wieder einigermaßen normale Lebensbedingungen erreichen. Dies alles spiegelte sich in den Durchsagetexten, die ich von der Werksleitung erhielt.

Aber es wurden im Werk auch Feste - und was für Feste! - gefeiert. Feste, an deren Gestaltung ich mit der Anlage beteiligt wurde. So komisch das heute klingen mag, für uns alle war das Werk damals auch ein Stück zu Hause. Und vom Werksdirektor bis zum Lehrling waren wir alles Menschen, die den Krieg überlebt hatten. Dies, und die gemeinsame Not der ersten Jahre nach 1945 war kein Klima für ein starres Kastensystem in der Werkshierarchie. Man konnte richtig reden mit seinen Vorgesetzten und wurde ernst genommen. Und: Wenn ich mir das Bild ausgelassen - fröhlicher Menschen vorstelle, gerate ich in meiner Erinnerung immer in diese allererste Nachkriegszeit.

In dieser allerersten Nachkriegszeit bildete sich ein loser Freundeskreis, der sich wechselnd um interessierende Interessengebiete zusammenfand. So traf man hier die Einen, bei anderen Anlässen die Anderen. Aber wir alle kannten uns. Es war eine Zeit der „offenen Gesellschaft“. Es bildeten sich Freundschaften zwischen 16jährigen Jungen und erwachsenen Männern, zwischen Frauen und Mädchen. Es war wie ein Fenster, das sich geöffnet hatte. Da war der große Betrieb, die „Hescho“.

Die Angehörigen des HF Labors, wo ich als Rundfunkmechanikerlehrling arbeitete, waren nicht nur Arbeitskollegen, sondern oft auch privat befreundet, da die meisten aus der unmittelbaren Nachbarschaft, aus Hermsdorf oder aus Klosterlausnitz kamen. In der Hescho wurde damals neben der Herstellung von Hochspannungsisolatoren an der Entwicklung eines des ersten Nachkrieg - Radios gearbeitet. Dafür bestand in der Bevölkerung großer Bedarf. Das war nicht bloß „Arbeit“, sondern, bei den vielen fehlenden Materialien, für die neue Lösungen gesucht werden mussten, eine abenteuerliche Sache. Auch ich durfte bei den notwendigen Mess- und Versuchsreihen mitarbeiten. Einer der HF - Ingenieure war privat Fotoamateur und hatte zu Hause eine eigene Dunkelkammer. Wir freundeten uns an, und von ihm lernte ich die Schwarz-Weiß-Dunkelkammertechnik aus dem ff. Noch meine Söhne haben davon profitiert.

Regelmäßige Kinoveranstaltungen, Fernsehen, gab es noch nicht. Ab es bestand ein großer Wunsch nach Unterhaltung und Geselligkeit, am Zusammensein mit anderen Menschen. Das boten die wöchentlichen

Tanzveranstaltungen, auf denen wir uns trafen. Wenn ich mich recht erinnere fanden, wenigstens eine Zeit lang, wöchentlich 3 Tanzveranstaltungen in Hermsdorf und Klosterlausnitz statt. Es war die Zeit, als die ersten Soldaten aus dem Krieg heimkehrten, unter denen auch Musiker waren. Viele konnten nicht mehr in ihre Heimat zurück und mussten sich eine neue Bleibe suchen. Im Friedrichshof Klosterlausnitz oder im Saal des Hermsdorfer Rathauses spielten dann 6 oder 8 Musiker live und ohne Verstärker einen Swing, der in die Beine ging.

Wenn man das heute erzählt, denkt man wohl, das kann doch alles gar nicht wahr sein. Um meine Freundin Gisela drahtlos erreichen zu können, Telefon hatten wir nicht, baute ich aus alten Wehrmachtsteilen, unter fachlicher Anleitung, einen kleinen Sender für Telefonie in einen Holzkoffer ein, den ein heimkehrender Soldat bei uns gelassen hatte. Mein Ingenieursfreund aus dem HF - Labor half mir dabei. Damit konnte ich sie am Ende des Mittelwellenbandes auf ihrem Radio erreichen. Ich habe es aber doch mit der Angst zu tun bekommen und den Sender wieder demontiert. Eine andere Gruppierung Interessierter bildete sich um den Kulturbund. Neben selbstinszenierten Theateraufführungen gab es Vorträge zu den verschiedensten Themen, aber auch Kostümfeste, die in schöner Erinnerung geblieben sind. Im Kulturbund durfte ich mich auch als jugendlicher Rezitator zeigen. Während ich in der Rundfunkmechanikerlehre war, besuchte mein Freund Reinhard wieder das Gymnasium. Er musste jeden Tag nach Eisenberg zur Schule. Mit ihm fuhr der Hermsdorfer Rolf Hädrich, und so lernten auch wir uns kennen. Rolf hat ein Tagebuch hinterlassen in dem er die letzten Kriegstage und den Einmarsch der

Amerikaner in Hermsdorf - Klosterlausnitz beschreibt. Vieles daraus, nicht alles freilich, deckt sich mit meinen eigenen Erinnerungen. Rolf Hädrich [17] stammte aus einem bürgerlichen - konservativen Elternhaus und hat später beim Fernsehen eine bedeutende Karriere gemacht. Er schuf Fernsehspiele, die meist das zweigeteilte Deutschland zum Thema hatten. Ein Freund aus der Klosterlausnitzer Zeit und ich haben ihn einmal in seiner Frankfurter Wohnung besucht. Ich erinnere mich an ein sehr langbeiniges Wesen[18], das da in seiner Wohnung, während wir miteinander redeten, dekorativ auf der Couch lag. Nach Jahren beim Hessischen Fernsehen wurde er Leiter des NDR - Fernsehspiels. Er starb in Hamburg am 29.10.2000. Jobst Plog hat über ihn geschrieben: „...der NDR hat Rolf Hädrich viel zu verdanken“.

[17] Rolf Hädrich - Regisseur, Autor, Schauspieler wurde am 24.04.1931 Zwickau, bei einer Besuchsreise seiner Mutter, geboren. In verschiedenen Unterlagen wird er deshalb fälschlicherweise als Sachse bezeichnet. Familie Hädrich wohnte in der Lessingstraße. Sein Vater - Arno Hädrich - war in der Hescho, den späteren VEB Keramischen Werken Hermsdorf, Verkaufsleiter in der Niederspannungskeramik. Sein Onkel Albin Hädrich, den Hermsdorf als „Zigarren - Hädrich“ bekannt, betrieb in der Schillerstraße 7 einen Zigarren- und Spirituosenladen (im Haus heute Malerbedarf Röben).
Bereits in der Schule, nach der Grundschule in Hermsdorf besuchte er in Eisenberg die Erweiterte Oberschule (Gymnasium), bestach er durch seine exzellenten Deutsch und Literaturkenntnisse. Außerdem betätigte er sich dort bereits als „Regisseur“ in Schüleraufführungen. Rolf Hädrich verstarb am 29.10.2000 in Hamburg an den Spätfolgen eines Verkehrsunfalles.

[18] Es handelte sich um die zweite Ehefrau Rolf Hädrichs, Ingmar Zeisberg geborene. Muhes, Schauspielerin, geschieden 1972, heute verheiratet mit Albert Speer jun., lebt in Frankfurt am Main.



Rolf Hädrich

Mein eigentlicher Arbeitsplatz im Werk als Rundfunkmechanikerlehrling war im HF. - Labor. Dort wurde 1947 u.a. an der Entwicklung von gedruckten Schaltungen gearbeitet. Damals etwas ganz Neues. Meine Aufgabe bestand lange darin, nach Einweisung Messreihen bei Versuchsanordnungen durchzuführen. Auf die Dauer war das für mich nicht besonders interessant. Da kam es mir gerade recht, dass im Werk jemand gesucht wurde, der Überschlagsversuche an Hochspannungsisolatoren fotografieren sollte. Ich hatte keine Ahnung davon, aber das hörte sich interessant an. Bei Goethe heißt es: *„Wer ins Unendliche will schreiten, der geh' ins Endliche nach allen Seiten!“* Ich ging, meldete. mich: Ja, ich durfte!
In der Hescho arbeitete seit Jahrzehnten der größte Teil der Arbeitnehmerbevölkerung aus der Umgebung. Schon mein Großvater hatte hier gearbeitet und war zu einem bescheidenen Wohlstand gelangt. In der Hescho hat er auch meine Großmutter kennen gelernt, die auch hier
arbeitete. Hochspannungsisolatoren aus Porzellan waren auch noch nach 1945 das Hauptprodukt des Werkes. Es gab im Werk eine eigene Forschungs- und Entwicklungsabteilung, die schon meine Neugier erregt hatte, weil es dort oft schrecklich knatterte und grelle Blitze durch die Fenster leuchteten. Es gab damals auch eine Hermsdorfer Werksfotografin, von ihr lernte ich mit einer LEICA umzugehen und in der Dunkelkammer von Film - Meterware die Kamera zu laden. In einer Halle wurde die zu prüfende Isolatorenkette in eine Halterung eingesetzt und an eine Hochspannungsleitung angeschlossen. Ich habe es nicht mehr genau in Erinnerung, aber es waren wohl Spannungen zwischen 100.000 und 200.000 Volt Gleich- und Wechselstrom, die an die Isolatoren gelegt wurden. Ich stand etwa fünf Meter von dem Prüfling entfernt auf zwei vom Boden isolierenden Porzellanklötzen. Der Prüfraum wurde abgedunkelt und die Spannung hochgefahren. Ich höre noch das brausende Geräusch des sich immer schneller drehenden, riesigen Nadelgleichrichters. Ich öffnete den Kameraverschluss und dann fuhr, wie bei einem Gewitter, ein knatternder Blitz über die Isolatorenkette. Es roch stark nach Ozon und die Luft war so stark Ionisiert, dass man einen kleinen Schlag bekam, wenn man die Kamera berührte, um den Verschluss wieder zu zumachen.
im Frühjahr 1947 wurde ich vom Werk als Helfer mit zur Leipziger Messe geschickt, um unseren Messestand aufzubauen. Ich glaube, es war die erste Leipziger Messe, die nach dem Kriege wieder stattfand. Wir stellten neben den Hauptprodukten den kleinen Rundfunkempfänger vor, der im Werk entwickelt worden war und an dem ich, wenn auch nur in bescheidenem Maße, einen Anteil hatte. Ein Art Nachkriegs-Volksempfänger. Er hatte eine auf eine Keramikplatte „gedruckte Schaltung“. Damals etwas ganz Neues. Aber in Serie ist er wohl nicht gegangen, weil es an Zubehörteilen fehlte, die im Werk selbst nicht produziert werden konnten. Anschließend gab es 14 Tage Sonderurlaub. In Tabarz hatte das Werk ein eigenes Erholungsheim. An Ausflüge zum Inselsberg, nach Waltershausen und nach Gotha erinnere ich mich. Männlein und Weiblein, alles bunt durcheinander, sehr sorglos und frei.

12. Ich verlasse die damals noch sowjetische Besatzungszone und gehe zu Verwandten nach Westfalen.

Im Juli 1948 verließ ich Thüringen und ging zu Verwandten in Westfalen. Ein politischer Flüchtling war ich nicht. Ich habe mich überhaupt nie als Flüchtling empfunden und mich auch nie in einem der damals existierenden Flüchtlingslager gemeldet. Ich musste mich lediglich registrieren lassen. In den „Westen“ zu gehen war bei mir wohl ein schnell gefasster Entschluss, als in Thüringen bekannt wurde, dass eine Währungsreform stattgefunden hatte und dass es „drüben“ wieder alles zu kaufen geben soll. Frei und ohne Marken. Kurz zuvor war bei einer Röntgen - Reihenuntersuchung bei mir eine beginnende Hilustuberkulose festgestellt worden. Der Schatten auf der Lunge und das ewige „Kohldampf schieben“ hatten den Ausschlag gegeben. Aber wenn ich weiter über die Gründe für mein Fortgehen nachdenke, fällt mir noch ein anderer Aspekt ein, der wohl mit Anlass war, aus der

Lehre auszubrechen. Trotz meiner Aktivitäten im Werk, die nicht eigentlich mit meiner Berufsausbildung zu tun hatten, blieb ich weiter in der Lehre als Rundfunkmechaniker. Und je weiter die Ausbildung fortschritt, umso größer wurden auch die theoretischen Anforderungen, die an mich gestellt wurden. Der Zeitpunkt meiner Gesellenprüfung wurde schon sichtbar. Ich geriet immer stärker in eine Art Zeitschere, die mir ein Ausweichen immer weniger gestattete. Und ein Durchfallen durch die Prüfung kam für mich nicht in Frage. Ich sagte schon, dass mir die mathematische - abstrakte Seite meines Berufes weniger lag. Nun lieferten mir meine Lunge und die Währungsreform im Westen die äußeren Gründe.

Epilog von Stefan Lechner

Am Dienstag, dem 03.02.2009 fand im Vereinsheim Naumburger Straße der erste Vortrag im neuen Jahr des Vereins für Regional- und Technikgeschichte Hermsdorf statt. Dr. Stefan Serfling, selbst nicht Vereinsmitglied, war es zu Verdanken, dass als Referent Horst Leisering aus Nienburg gewonnen werden konnte. Beide kamen auf Grund von Publikationen Dr. Serflings in Kontakt.

Horst Leisering wurde 1929 in Berlin geboren. Seine Vorfahren (Urur-, Ur- und Groß- und Vater) stammen aus der Hermsdorfer Waldgasse. Die (Ur-) Großväter waren alle Schirrmacher. Zu ihrer Zeit ein gefragter Berufszweig, den die vielen damals hier noch vorhandenen Fuhrleute benötigten.
Sein Großvater war Porzellandreher im Porzellanwerk Hermsdorf, wo er auch seine Frau, die Großmutter von Horst Leisering kennenlernte. Der Vater von Horst erlernte den Beruf eines Bankkaufmannes. Unmittelbar nach Abschluss seiner Lehre nahm er - noch in den Revolutionstagen 1918 / 1919 - eine Stellung in Berlin an. Nach Schulbesuch in Berlin nahm Horst eine Lehre als Rundfunkmechaniker in Bad Klosterlausnitz, bei Radio Linke, auf. Diese Lehre konnte er nicht abschließen, da Linke seine Firma schloss. Die Fortsetzung in Jena, in der Mittelgasse bei der Firma Straube, musste er aus gesundheitlichen Gründen abbrechen. Die Fortsetzung erfolgte in der HESCHO, im HF-Labor. Dort erhielt er nebenbei das Grundwissen der Fotografie vermittelt. Nachdem seine Großmutter, bei der er wohnte verstarb, der Vater noch in Gefangenschaft war, ging er vor Gründung der DDR in die damalige Westzone. Es erfolgte ein Weg durch viele Arbeitsstellen und Berufszweige, bis er schließlich Sozialarbeiter wurde und als Diplom-Sozialarbeiter in Rente ging. Er beschäftigt sich seit langer Zeit mit historischen Ereignissen und gibt sein Wissen als Historiker in Vorträgen wieder.

Der Vortrag in Hermsdorf stand unter dem Thema: Mein Leben 1945 bis 1948 in Bad Klosterlausnitz und Hermsdorf. In einer hervorragenden Weise, ohne jegliche Untermauerung mit Fotos oder anderer Dokumente, verstand es Horst Leisering die Zuhörer die gesamte Zeit zu fesseln. Zwischenfragen, ob er auf Grund der fortgeschrittenen Zeit aufhören solle, wurden vehement verneint. In seinen Ausführungen berührte er solche Thematiken, wie: Mein Leben in Bad Klosterlausnitz 1945 bis 1948, ich soll zur Hitlerjugend, die Explosion des Munitionszug, der Tod von Franklin D. Roosevelt am 12.04.1945, Einmarsch der Amerikaner in Bad Klosterlausnitz, das Camp der Amerikaner auf der Köppe, als die Russen nach Bad Klosterlausnitz kamen, Bomben räumen in der MUNA, wie russische Offiziere damals lebten, Holz klauen, Feuer anzünden (wie sich herausstellte mit hochexplosiven Sprengstoff), der Kulturbund in Bad Klosterlausnitz und ich kann in der HESCHO weiterlernen.
Horst Leisering übergab an Stefan Lechner dankenswerter Weise sein Manuskript mit der Zustimmung dies auf der Internetseite zu veröffentlichen.

Die in Vorbereitung auf diesen Abend erfolgte „Reklame“ hatte dazu beigetragen, dass viele Gäste zur Veranstaltung kamen. Unter ihnen auch viele Leiserings, die nach der Veranstaltung das Gespräch weiter führten und feststellten, dass sie alle gemeinsame Ahnen haben.
Nach dem Vortrag übergab Horst Leisering an den Verein eine Vase, die er noch von seinem Großvater im Besitz hatte und die aus dem Porzellanwerk Hermsdorf stammt. Weitere Fotos und ein Plakat aus dem Jahr 1947, die er ebenfalls an den Verein übergeben hatte, wurden an das Heimatmuseum Bad Klosterlausnitz übergeben, da diese die dortige Geschichte betreffen.
Horst Leisering wurde die zwei Tage seines Aufenthaltes durch Dr. Serfling, Stefan Lechner und Vereinsmitglieder betreut, wobei die Besichtigung des Großmesssenders, des Betriebsgeländes, ein Besuch bei seinem ehemaligen Lehrausbilders Horst Rothe und anderes auf dem Programm standen.



Im 40 kW-Prüfsender am 3. Februar 2009. V.l.n.r.: Karl-Eduard Knaf, Horst Leisering, Hans Reuter und Stefan Lechner

Foto oben und unten Dr. Stefan Serfling



Horst Leisering besuchte seinen Lehrausbilders Horst Rothe (rechts).